

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 48 (1908)
Heft: 48

Artikel: Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon
Autor: Schaltegger, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon.

Von Herrn Pfarrer K. Schaltegger in Pfy. n.

Geehrte Versammlung!

Sie haben, was Sie heute zu hören bekommen, Ihrem Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Meyer zu verdanken resp. vorzuwerfen, der mich auf den Stoff dieses Vortrags aufmerksam machte und auch geäußerten Bedenken gegenüber, daß der Inhalt eines, wenn noch so interessanten Reisetagebuches sich mehr zum Lesen, als zum Hören eignen dürfte und darum (wie seinerzeit das Tagebuch des Regierungsrats Freienmuth) in Auszügen in unserm Jahresheft zur Kenntniss seiner Leser gebracht werden könnte, auf seinem Vorschlage beharrte. Ich befinde mich darum in ähnlicher Lage, wie der Verfasser des vorwüflichen Werkes, der für die Herausgabe desselben seinen Freund, Pfarrer Appenzeller, damals in Brütten, Kanton Zürich, verantwortlich machte. Ich lege das Schicksal des Themas und seiner Ausführung auf das Gewissen Ihres Herrn Präsidenten und verzichte gerne auf die übliche Verdankung zu seinen Gunsten gegen den Anspruch auf „Unfallversicherung“.

Obwohl die Materie, die uns heute beschäftigt, uns weit von unsrer heimatlichen Geschichte auf ein disparates Gebiet führt, so spielt sie doch in unsre Interessensphäre über durch den Umstand, daß der Verfasser des uns vorliegenden Werkes „Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon“, ein Thurgauer ist. Joh. Heinrich Manr wurde am 3. Mai 1768 in Arbon geboren als Sohn des Leodegar Manr und der Maria Ursula

geb. Sulzer von Winterthur. Folgen wir aber seiner Abstammungslinie weiter nach, so weist sie uns schon im zweiten Gliede über unser Vaterland hinaus. Die Großeltern unsres Landsmanns sind salzburgische Emigranten, die sich in Arbon niedergelassen haben. Ihre Verhältnisse sind uns nicht bekannt. Jedenfalls müssen aber schon die Eltern des Joh. Heinrich zu den oberen Schichten der bürgerlichen Klasse gehört haben, war doch die Mutter die Trägerin eines hervorragenden Geschlechtsnamens. Ihrem Sohn, dem nachmaligen Orientreisenden, ließen sie eine bessere Bildung angedeihen. Er besuchte die Lateinschule, jedoch nicht um ein Gelehrter zu werden. Er wurde ein Industrieller in der Leinwandbranche, die da-
zumal in Arbon schon in Blüte stand. Tobler, der Palästina-reisende, nennt ihn einen Fäbereibesitzer. In geschäftlichem Interesse unternahm er denn auch die Reise nach der Levante, um unter den damaligen, den europäischen Handel drückenden politischen Verhältnissen seinem Fabrikate neue Absatzgebiete zu eröffnen und „einem Teil seiner Arbeiter weiter Brot und Verdienst zu verschaffen“.

In seinem Buche aber gibt sich der Industrielle und Handelsmann kaum zu erkennen. Wenn er eine in Smyrna besuchte Indienne-Druckerei, den Seidenbau im Libanon und die Webereien in einem Dorfe daselbst beschreibt, so würde das auch bei einem reisenden Journalisten, Nationalökonom oder Gelehrten nicht auffallen. Er ist wohl empfohlen von einem Kaufmann in da an eine Handelsfirma in dort, und in Kairo stellt er mit dem dortigen österreichischen Generalkonsul Versuche an mit ägyptischem Indigo; aber sonst riecht er nirgends nach seiner Zunft. Er unterhält den Leser über Land und Leute, über Natur und Kunst, über Sitten und Gebräuche des Orients, wie einer, der nur im idealen Interesse der Mehrung des allgemeinen Wissens reist und schreibt. In seiner Darstellungsweise, um über diese ein Wort zu sagen,

ermüdet er nie durch kleinliche Detailmalerei oder weitläufige Reflexionen. In raschem Wechsel folgen sich die Schilderungen, Erlebnisse und Beobachtungen, und es geschieht eher, daß deren Referent den Leser, der da und dort verweilen und noch mehr vernehmen möchte, wie ungeduldig weiter drängend von dem Objecte wegriß, als daß dieser, durch Weitschweifigkeit gelangweilt, jenen zur Eile antreiben möchte.

Ein Gelehrter ist der Verfasser nicht. Von seinem Latein bleibt ihm nicht viel mehr in Erinnerung, als die Schläge, mit denen es ihm eingebläut wurde. Ein späterer, spontan erwachter Eifer, es wieder aufzufrischen, hält acht Tage lang an. Aber er ist ein Mann von Weltbildung. Er beherrscht das Französische; das Italienische, das er in einem längeren Aufenthalt in Italien, hauptsächlich auf Sizilien, sich angeeignet, ist ihm wie seine Muttersprache geläufig. Im Orient eignete er sich bald das Notdürftigste der türkischen und sodann auf dem asiatischen Kontinent der arabischen Umgangssprache an. Schon ehe er die Levante kennen gelernt, ist er ein vielgereister Mann. Überall verkehrt er mit den Spitzen der Gesellschaft. Er hat sichere Umgangsformen und einen gewissen vornehmen Habitus, der ihm wohl schon von Hause aus eigen ist.

Die Reise, deren literarische Frucht heute, nach bald 100 Jahren, seinem Namen eine Art Erinnerungsfeier einträgt, dehnte sich der Zeit und dem Raume nach weiter aus, als ursprünglich beabsichtigt war. Etliche Monate wollte er abwesend sein. Es sind daraus mehr als achtzehn geworden. Konstantinopel, allenfalls Smyrna, war sein Ziel. Er sah Ägypten und bereiste es bis zum Mörisee und der alten Totenstadt, dem Labyrinth; er sah Jerusalem und durchquerte von Beirut aus den Libanon bis Baalbek.

Wie groß die geschäftliche Ausbeute dieser Expedition war, erfahren wir von ihm nicht. Die biographischen Notizen, die

sich Lucien Gautier, Theologieprofessor in Lausanne, in einer einem Geschichtswerk von Pierre Vaucher (erschienen 1895) einverleibten Monographie: „Un voyageur Suisse dans le Levant en 1812 et 1813“ von Herrn Pfarrer Birnstil in Arbon über unsren Landsmann geben ließ, sind dürftig. Nach denselben lebte er nach seiner Rückkehr in immer größerer Zurückgezogenheit, geehrt und geachtet von seinen Mitbürgern, et finit par se faire la réputation d'un original un peu misanthrope. Er starb unverheiratet am 27. Oktober 1838.

Über seine Reise ein Buch zu veröffentlichen lag dem ungelehrten Manne fern, und nur um seine Tagebuchblätter unter den Händen der immer zahlreicher werdenden Leser seines Freunde- und Bekanntenkreises nicht verderben zu lassen, ließ er sich, ihrem Drängen nachgebend, herbei, eine mit seinem Freunde, Pfarrer Appenzeller, getroffene Auswahl dem Drucke zu übergeben. Das Buch hat zwei Auflagen erlebt, die erste erschien 1815 in St. Gallen, die zweite ebendasselbst 1820 und ist mit einigen Stichen nach Zeichnungen des Verfassers versehen. Heute ist es vergessen. Es war aber seinerzeit unter den damals schon zahlreichen Rejewerken über den Orient nicht ohne Bedeutung. Bezeugt doch der berühmte Titus Tobler, daß es ihm für seine erste Reise nach Jerusalem die Begleitung gegeben.

Lesen wir Kinder der Neuzeit, an die von Dampf und Elektrizität beflügelten und mit dem Fluge der Schwalbe wetteifernden Vehikel gewöhnt, Reisebeschreibungen aus der Zeit vor 100 Jahren, so fällt uns auf die ungeheure Kluft, welche mit Bezug auf die Art des Reisens die Gegenwart von der ganzen eisenbahn- und automobilloßen Vergangenheit scheidet, von der Zeit eines Napoleon I. soweit wie von der eines Cäsars und Xerxes. Ja ein phönizischer Kaufmann zur Zeit Davids und Salomons reiste so schnell und bequem wie ein Herr Manr von Arbon anno 1812. Unbeholfenere

Fuhrwerke als die Leiterwagen, auf denen dieser einen Teil Ungarns, und als die Posten geheißenen, alles Eisens entbehrenden Karren oder „Bennen“, in denen er auf der Rückreise die Wallachei durchfuhr, und schlechtere Straßen, als in letztem Lande, wo „alles nur Roth, und um des Krösus Schätze kein Stein zu finden wäre“, hatte man wohl in dem schon mit einem Postverkehr versehen gewesenen Reiche des Darius und selbst zu Hammurabis, des vorabrahamitischen Königs von Elam, Zeiten nicht. Und es erinnert ganz an des Apostels Paulus Seefahrt vor zirka 1850 Jahren, wenn, wie die Begleitung des Apostels, die ihn von Cäsarea nach Rom zu bringen hatte, so auch Herr Mayr das eine Mal in Rhodus, dann in Alexandrien und bei seiner Rückkehr in Beirut und Cypern je auf Schiffsgelagegenheit warten mußte, um seine Seereise antreten resp. fortsetzen zu können. Und für Verproviantierung werden wohl, wie der Reisende von 1812/13, so auch die der alten Welt durch vorherige Einkäufe selbst haben sorgen müssen, wie auch der Fahrpreis schon dazumal Sache der Übereinkunft mit dem Schiffsherrn wird gewesen sein. So ist auch in der Geschwindigkeit der Beförderung, bis „Jultons Torheit“ zur Weisheit wurde, d. h. bis zum Regime des Dampfes in der Marine von den ältesten Zeiten an kein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Ohne Motor und ohne Kompaß, nur den Sternen sich vertrauend, fuhr, wie des Paulus Schiff, so auch dasjenige, welches den Kaufmann Mayr von Arbon im Jahr 1813 von Beirut nach Cypern trug, und eine Fahrt von hier nach Chios in 30 Tagen leistete bei widrigem Winde auch ein phönizischer Segler zur Zeit der Dido. Ob auch schon dazumal unvorsichtiges Pfeifen den Zorn des Aeolus herausforderte, wie das unserm Reisenden auf einem Donauschiffe begegnete, ist mir nicht bekannt. Er erzählt nämlich: „Ich saß auf dem Verdeck und pfiff für die Langweile. Der Schiffspatron kam

zu mir und bat, doch nicht zu pfeifen, um nicht Wind zu verursachen. Ich sah den Mann an, ob er mich etwa zum besten hätte. — Keineswegs! Er meinte es in vollem Ernst. Ich spitzte den Mund nicht mehr. Zu spät! Ich hatte schon zu viel gepfiffen. Es kam Gegenwind.“

Dies Mißgeschick begegnete ihm gleich im Anfang seiner Reise von Wien ab, von wo an er sie beschreibt. Am 21. Mai betrat er dort die Wasserstraße der Donau, der er bis Ofen folgte, wo er nach 7 Tagen anlangte. Dann gings per Fuhrwerk durch die baumlose Dede Ungarns bis Lugos, von da auf Weiterwagen durch den landschaftlich anmutigern Banat über das romantisch gelegene und einen guten Wein spendende Mehadia nach Alt-Orsowa, wo er bei einer griechischen Familie einen zehntägigen angenehmen Aufenthalt hat. So sehr er diese seine Wirtsleute ihrer Gefälligkeit wegen zu rühmen hat, so schlimm sind die Erfahrungen, die er in der Folge mit ihren Landsleuten macht. Der Verkehr mit den Griechen macht einen nicht unwichtigen Teil seiner Reiseerlebnisse aus, und so rechtfertigt es sich, eine Charakterschilderung derselben, wie er sie gibt, hier anzuführen:

„Mit ausgezeichneten Geistesgaben ist der größte Teil dieses Volkes ausgestattet. Ein glückliches Gedächtnis und ein entschiedenes Talent für die Sprachen scheint den meisten unter ihnen eigen. Nicht selten findet man Griechen, die acht bis neun Sprachen verstehen und sprechen. Sie sind überhaupt von lebhaftem Charakter, fein, heiter, gesellig. Dies ist der Grundzug derselben. Sie beherrschen sich selbst mit Kraft im Unwillen und Zorn; sie scheinen kalt, wenn es auch in ihnen kocht. Verschlagen und verschmigt, decken sie sich künstlich mit der glatten Außenseite der Freundschaft und Höflichkeit, sobald es um ihren persönlichen Vorteil zu tun ist. Ihr Hauptzug, beinahe ohne Ausnahme, ist Parteigeist, Eifersucht eines Stammes gegen den andern. Ich bin überzeugt, daß,

wenn man es auf ein Stimmenmehr ankommen ließe, eher zehn Türken auf den Thron erhoben würden, als daß man „sich einverstehen“ würde, einem Griechen diesen Platz einzuräumen. Kein Stamm, keine Familie würde groß genug denken, ein Opfer für eine andre Familie, einen andern Stamm darzubringen. Von dem Geiste der alten Griechen hat sich auf die neuen nichts vererbt als der der Zwietracht und Familienparteiſucht. Das Sprüchlein: „Zehn Griechen, elf Sinne“ ſoll eines der richtigſten ſein. Dies offenherzige Bekenntnis habe ich ſelbſt nicht nur von einem, ſondern von mehreren Griechen gehört. Der Grundſatz, lieber einen Landfremden über ſich zu ſehen als einen verhaßten Nebenbuhler, wird die Griechen bis an den jüngſten Tag hindern, ein ſelbſtändiges Volk zu werden.“

Des öftern kommt der Verfaſſer in ſeinem Tagebuch auf dieſe ihre Eigenſchaften zu ſprechen. Dieſe Nation kann es ihm überhaupt gar nicht. Angelegentlich eines Aufenthaltes auf einer der von ihr bewohnten Prinzeninſeln bei Konſtantinopel, wo ihm auch das weibliche Geſchlecht derſelben vor Augen kommt, wendet er das böſe italieniſche Sprichwort auf ſie an: Mare ſenza peſci, nomini ſenza fede, donne ſenza vergogna (Meer ohne Fiſche, Männer ohne Treue, Frauen ohne Scham).

Es iſt ſich darum nicht zu verwundern, wenn ihm im Vergleich mit den Türken letztere entſchieden in Vorteil kommen, über deren Charakter und Lebensweiſe als der den Orient beherrſchenden Nation wir gleich hier Anlaß nehmen, aus unſerem Tagebuch folgendes zu entnehmen:

Ernſt, würdig und gemessen iſt der Habitus des Muſelmanns. So erſcheint er auch in der Ausübung ſeiner religiöſen Pflichten und ſieht da vorteilhaft ab gegen das oberflächliche und bewegliche Weſen der Griechen. Während bei dieſen hundertfältiges Kreuzſchlagen und „Herunterſchneiteln“ von

Gebeten „als liefen sie von einer englischen Maschine ab“, abwechselte mit „Pöffen und Mutwillen sonder Maß und Ziel“, beobachteten jene „ein feierliches, abgemessenes Benehmen, und geht es bei ihren Gebeten zu wie bei uns auf dem Exerzierplatz. Ernst und von allem, was vorgeht, abgewandt, widmen sie sich nur der Wichtigkeit des Gegenstandes; nichts unterbricht sie, nichts vermag sie in ihrer heiligen Handlung zu stören“. Nicht nur gegen die Geschwätzigkeit der Griechen, auch gegen das Temperament der übrigen Europäer bildet der schweigsame Türke einen Gegensatz. Es ist Markttag in Seres. Im Chan wimmelt es von Pferden und Eseln und auch von Menschen. „Im ganzen übrigen Europa wäre wohl in so engem Raum Lärm, daß man mit Not sein eigen Wort verstünde. Hier herrscht Todesstille unter der Menge der Lebenden. Drei Menschen aus Neapel übertönen hundert hier Anwesende. Regt sich ein Pferd oder Esel, nicht wie es sich gebührt, so erhebt sich stillschweigend die Pantomime des Prügelns, und man erzielt dasselbe, was bei uns unter lärmendem Geschrei und Fluchen: Ruhe und Stille. In Salonichi hält ein neuer Pascha seinen Einzug. Schön, still und feierlich geht es her, kein Geschrei und Getümmel wie bei solchen Anlässen im übrigen Europa; hier herrscht Anstand und Ruhe. Stillschweigend und ehrerbietig werden die Grüße des Paschas erwidert. Kein Troß lärmender Gassenjungen und Neugieriger, keine Unordnung, kein Geräusch stört den feierlichen Zug.“ In dieser schweigenden Ruhe des Türken manifestiert sich ein Gefühl der Erhabenheit, das im Benehmen gegen andre Nationen zum Stolz wird, den auch ein türkischer Packträger kann fühlen lassen. Als unser Reisende in Neu-Orsowa einem solchen ein angemessenes Trinkgeld gab, „schob er es, ohne auch nur zu sehen, wie viel es wäre, in die Tasche und ging davon. Wäre es aber auch das Doppelte gewesen oder nur halb so viel, ich bin,“ sagt er, „überzeugt, der Türke hätte

sich ebenso verhalten. Der Stolz gegen alles, was Franke heißt, erstreckt sich bei ihnen bis auf die niedrigste Klasse. Nie würden sie einen anbetteln, eher verhungern.“

Es wäre schwer, zu untersuchen, ob die deterministische Religion der Türken ihrem Naturell angepaßt ist, oder ob umgekehrt die willenlose Resignation in das Schicksal, die nun ein Grundzug ihres Charakters ist, eine Wirkung ist ihres Glaubens an das Resmet oder das vorausbestimmte Schicksal. Verhalte sichs damit so oder so: diese Resignation erzeugt unter Umständen ein Verhalten, das zu ihren Gunsten kontrastiert mit dem vieler Getaufter. Unser Landsmann war davon Zeuge bei der Pest, die bei seiner Ankunft in Konstantinopel ausgebrochen war. Er sah, wie ein etwa sechzigjähriger Mann, von der Krankheit ergriffen, auf der Straße zusammenbrach. Ein türkischer Knabe, der des Weges kam, half dem Gefallenen auf und ein hinzugekommener vornehmer Muselman tat eifrig Handreichung. Wie sich ein christlicher Franke benommen haben würde, mag erschlossen werden aus ihrem Verhalten, wie Mayr es schildert. In Gesellschaft zweier genuessischer Kaufleute verließ er den Gasthof, um einen Ausflug zu machen. kaum einige Schritte davon entfernt, kamen Träger mit einem Kranken. „Als ob es brannte“, erzählt er, „stürzten sich meine Begleiter durch eine Nebengasse hinunter, so weit sie konnten. Die Gläschen mit Essig flogen aus der Tasche, man wusch sich, verhielt sich die Nase, roch dann an dem Kampfer, kurz, Handgriffe, bei denen ich mich zu ihrem Verdrusse des Lachens nicht erwehren konnte. Schon weit waren die Träger vorbei, als man mit verhaltenen Nasen sich wieder zurück in die Hauptstraße wagte.“ Sorglos hingegen streiften die Türken an solchen Kranken-transporten vorbei. Die Rehrseite dieser Sorglosigkeit, die sie zu obenerwähnten, die christlichen Europäer beschämenden Samaritertaten befähigte, war dann freilich die Beförderung

der Ansteckung, der in unverhältnismäßig größerer Zahl die Muselmänner zum Opfer fielen. — Mit ihrem Determinismus zusammen hängt ihr Phlegma, und eine Erscheinung dieses letztern ist die für Abendländer fast unerträgliche Unreinlichkeit und Unordnung in ihren Städten, worüber unser landsmännische Reisende sich beklagt. In Gärung befindliche und zu Mas gewordene Leichen von Pferden und Eseln liegen in den Straßen herum und vor den Toren. „Die wild umhersehweifenden Hunde tun das Beste zu deren Wegschaffung. Der Geruch ist bei heißer Jahreszeit schon von ferne erstickend. Aber lieber geht vom Pascha bis zum Bettler herab jeder einige Monate lang mit verhaltener Nase vorbei, als sogleich dafür zu sorgen, daß es mit unverhaltener geschehen könnte. Das Pflaster in den sehr engen Gassen ist zum Halsbrechen.“ Den Fremdling in fränkischer Kleidung belästigt ferner das Gebahren von „Troßbuben“, die ihn im Vorbeigehen beschimpfen und nicht selten mit faulen Früchten bewerfen. Nicht minder unangenehm sind die zahllosen herrenlosen Hunde. „Oft liegen vor einem Hause drei bis vier. Mitten im Gedränge legen sie sich; keiner weicht aus, jedem muß ausgewichen werden. Der in Frankenkleidung Vorbeigehende befährt oft, von ihnen angefallen zu werden. Fängt einmal einer zu bellen an, so kommt der nächste zu Hülfe, der dritte, vierte kommt auch „herbeigeloffen“, und oft sieht man sich vom ganzen Bezirke verfolgt, was dann den Türken eine heimliche Freude macht.“ Als Manr sich in Konstantinopel nachts in der Stadt verirrt, brachten ihn diese Bestien fast zur Verzweiflung. Es war ein Glück für ihn, daß die Pflastersteine faßbar und herauszuheben waren, mit welchen es ihm gelang, sich ihrer zu erwehren. Es kommt vor, daß Gefallene von ihnen zerrissen werden. In den Wohnungen lassen Mäuse, Flöhe und Wanzen den Ruhe Suchenden keinen Schlaf finden, und wären diese nicht, so würde das Geheul

der Hunde ihn oft schlaflos halten, das „von Zeit zu Zeit ganz erschrecklich tönt, bald oben, bald unten an der Straße anfängt und sich wie ein Lauffeuer von einem Ende zum andern fortpflanzt.“

Da wir nun einmal in den türkischen Wohnungen sind, so mag ein Bild aus dem häuslichen Leben hier seine Stelle finden. Manx führt uns eine Mahlzeit vor in dem Hause eines Türken zu Widdin und erzählt: „Ehe man zu Tische ging, wusch sich jeder Hände, Gesicht und Mund. Die an den Wänden herum gelagerten Polster wurden um den etwa einen Schuh vom Boden erhabenen, mit einem farbigen Teppich bedeckten Tisch gelegt und die Speisen aufgetragen. Unser achte lagerten sich nun auf den Polstern umher, die Beine kreuzweis übereinander, für europäische Kleidertracht mit den engen Beinkleidern eine unbequeme Sache. Jetzt hieß es recht eigentlich: aus einem Becher trinken wir, aus einer Schüssel essen wir. Jeder holte sich einen Brocken mit der Gabel heraus. Unser Wirt war nämlich sehr aufmerksam, indem er uns zum Teil nach Sitte der gebildeten Welt bediente; denn die Türken langen sonst nur kurzweg mit den Fingern nach dem Topf und machen die Sache von Hand. Statt sich der vorhandenen zwei Trinkgläser zu bedienen, setzten die Durstigen die Wasserflasche an den Mund und boten sie herum. Die Speisen waren meist sehr stark gewürzt, beinahe mit allen scharfen Gartengewächsen, Knoblauch, Zwiebeln, spanischem Pfeffer, Essig, Kapern und andern, bei uns unbekannten, den Gaumen kitzelnden Kräutern. Das Gastmahl, das meist nicht über eine Viertelstunde dauerte, beschloß nach Gewohnheit der Osmanen saure Milch. Nach dem Essen brachten zwei Diener in die Runde herum wieder Wasser, Seife und Tuch zum Trocknen. Die Polster wurden wieder an die Wand gelegt, schwarzer Kaffee, dick von Saß, ohne Zucker und Milch, ward dargeboten und dann aus

fünf Schuh langen Pfeifen geraucht bis in die Nacht. Nach dem Nachtessen, dem vom Mittag ähnlich, wiederum Kaffee und Rauchen, bis es einen gelüstete, auf den Polstern, auf denen man den Tag über ‚herumkalberte‘, sich auszustrecken und dem Schlaf zu überlassen. Von Betten und sich auskleiden wissen die Türken nichts; sie bleiben des Nachts in der Kleidung des Tages und schlafen auf demselben Plage ein, auf welchem sie den Tag über wachen und rauchen.“

So wenig wie dieses phlegmatische Leben scheint unsern Reisenden die Tracht der Türken anzumuten. „Jeder ohne Ausnahme, der nur dem Anabenalter entronnen, führt im breiten Gürtel zwei glänzende Pistolen, in der Mitte einen bis drei und einen halben Schuh langen Dolch. Der Gürtel mit seinem Inhalt wiegt gegen die zwanzig Pfund, öfter mehr. Der Hallunke, der kaum Lumpen zu seiner Bedeckung hat, führt diese Waffen in der Regel mit sich, so gut als der Bornehmste des Orts; geht einer nur hundert Schritte außer die Stadt, so trägt er noch seine leichte Flinte auf dem Rücken, wie dies jeder Reisende zu Pferd ohne Ausnahme tut. Die Kleidung und insbesondre das martialische Gesicht des Türken, das unter dem gelben, roten, weißen, grünen, gefleckten Turban verbrannt hervorsticht und durch den schwarzen Bart noch mehr verwildert wird, macht ihn für unsereinen zu einer unheimlichen Gesellschaft.“ Wenn hier dem Verfasser zu diesem Unanmutigen in der Erscheinung des Türken auch die Kleidung gehört, so scheint das nur die Wirkung des ersten Eindrucks gewesen zu sein. Später stellt er zwischen der orientalischen und abendländischen Tracht folgenden Vergleich an: „Der stoffreiche und würdevolle Anzug der breit und ernsthaft einhererschreitenden Türken, ihr fliegendes Gewand, über welches noch kostbare Pelze geworfen sind, sticht sonderbar ab gegen unsere mageren, verschnittenen Jacken und Röcke, die weder gegen die Wärme noch gegen

die Kälte dienen. Ein Europäer, welcher Frankreichs allmächtiger Mode huldigt und an den Muselmännern von Konstantinopel vorbeihüpft, erinnert mich an einen gerupften Vogel unter kalkuttischen Hähnen.“ Wir finden denn auch unsern Landsmann, nachdem er in Joppe den Boden Palästinas betreten, wo der Hut geradezu verhaßt ist, der Kleidung nach in einen Orientalen umgewandelt, und er findet sich gut darin. In seinen Turban verliebt er sich geradezu. „Besser als der Hut schützt er vor dem Blenden und der Hitze der Sonne; weht ein heftiger Wind, daß man sich beinahe in einen beständigen Kampf mit dem Hut verwickelt sieht, weil da der Sturm uns unsere Hauptzierde streitig zu machen sucht und einem bald der Krampf anwandelt: so sitzt der Turbanisierte ruhig auf seinem Pferd und läßt pfeifen den Wind durch Hecke und Dorn, weil eher der Reiter vom Pferde genommen, als seine Hauptbedeckung ihm entführt wird, nicht zu gedenken der Hauptsache beim Begegnen mit andern, wo man, um seine Höflichkeit oder Ehrerbietung zu bezeugen, wohl eine Viertelstunde chapeau bas zu paradieren hat, oder wenigstens nicht der erste sein will, der seine Haare zuerst unter Dach zu bringen bemüht ist. Wie bequem gegen diese Schererei des Hutabziehens ist die leichte Bewegung der Hand gegen die Brust, die man im türkischen Kostüm als Höflichkeitsbezeugung ausübt.“

Daß die orientalische Frau, verschleiert, der Welt nur einen fingerbreiten Streifen ihres Gesichts sehen läßt, weiß jedermann, ebenso daß sie vom gesellschaftlichen Leben völlig fern gehalten wird. Die Eifersucht der Muselmänner geht weit. Ein Türke, der mit Manr die Seefahrt von Cypern nach Chios machte, hielt seine Ehegesponsin auf dem Schiff unter einer Art Kasten verborgen. Erst bei der Landung ward ihr Dasein verraten. Während 20 Tagen kaum acht Schritte von ihr entfernt, hatte so unser Reisende von ihrer

Existenz keine Kenntnis. Wiederholt begegneten ihm in Konstantinopel von Pferden, Ochsen oder auch Menschen gezogene, mit doppelten, vergoldeten oder bunt bemalten Gittern versehene Wagen, Hühnerställen ähnlich, aus denen man wohl hinaus, in die man aber nicht hineinsehen konnte. Das waren die Gefährte, in welchen die türkischen Männer den Frauen ihre Spazierfahrten gönnten.

Über türkische Landesverwaltung erfährt man aus unserm Buch unschöne Dinge. Die Willkür habgütiger Paschas leistet an Gewaltthaten und Grausamkeiten Unglaubliches. Doch gibt es auch Ausnahmen, Beispiele einer ebenso rücksichtslosen, wie wir würden sagen barbarischen Gerechtigkeit. In Salonichi ging der neue Pascha einige Tage nach seinem Einzug, statt sich nach seinem Vermögen und Stand gütlich zu tun und von den Vornehmsten der Provinz sich die Aufwartung machen zu lassen, incognito in der Stadt umher, um in Bezug auf Handel und Wandel nach dem Rechten zu sehen, untersuchte hiezu in den Verkaufsbuden persönlich Waren und Gerichte. Bei einem Früchthändler kauft er Trauben. Sie haben das volle Gewicht nicht. Augenblicklich erhält der Betrüger 500 Stockschläge auf die Fußsohlen. Dieselbe Lektion erhält ein Metzger. Einen Bäder sieht Manx mit auf den Rücken gebundenen Händen mittelst eines durchs Ohr geschlagenen fingerdicken Pflocks an einen Pfosten genagelt, so hoch, daß er auf den Zehen stehen muß, um nicht das Ohr im Stich zu lassen, die entblößte Brust und das Gesicht mit Honigwasser bestrichen, so daß Fliegen und Insekten dem Tausend nach sich darauf setzten. So muß er an der Sonne stehen bis zu deren Untergang mit noch drei seiner Kollegen, die in derselben Mitschuld und Verdammnis sind.

„Welch ein auffallender Kontrast“, bemerkt der Verfasser, dieser schnelle und einfache Gerechtigkeitsgang gegen den unsrigen! Sowie hier der Betrug entdeckt wird, büßt der

Verbrecher nach Verdienst augenblicklich dafür und damit Lied am Ende. Bei uns beratschlagt man bei schon bewiesener Sache; wird endlich der Schuldige eingezogen, so beginnt der Prozeß und mit demselben Intriguen, Ränke und Kniffe und Kosten ohne Ende“.

Mit diesen Ausführungen sind wir unserm Reisenden vorausgeeilt. Wir haben ihn in Alt-Orsowa zurückgelassen. Ein Paß mit dem verheißungsvollen Inhalt: „Herr J. H. Mayr, Handelsmann, kann in das Jenseits passieren,“ ermächtigt ihn zur Überfahrt nach Neu-Orsowa, der ersten Stadt auf türkischem Gebiet. Aber dieses Jenseits scheint kein Elysium zu sein. Keine Herberge nimmt den Fremden auf, weil keine vorhanden. In den Ufersand der Donau kann er seine Glieder betten. Obwohl seine griechischen Gefährten sich hieraus nichts machen, weil daran gewöhnt, findet er das „hölzerne Sopha“ eines nassen Donauschiffes doch weniger „unsicher und mißlich“, wo ihm aber das einmal das Ungeziefer, das andre mal der Kampf mit den Hundstuden die gesuchte Ruhe auf ein Minimum reduzierte.

Von Widdin aus ging die Reise durch Bulgarien nach Seres in Gesellschaft einer Karawane von 100 Pferden. Nur ungern versage ich es mir, die schöne, fast poetische Schilderung der Schatten- und Lichtseiten des Karawanenlebens, des Mühe- und Entbehrungsvollen wie des patriarchalisch Urhigen, die Mayr auf fünf Seiten gibt, zu übergehen. In 16 Tagen ist man in Seres. Unser Landsmann darf wieder einmal unter Dach schlafen. Aber garstig wird ihm diese Freude vernichtet. „Eine Höllennacht hatte ich. In Messeln zu liegen wäre ein Flaumbett gewesen gegen das, was ich die Nacht durch von dem Ungeziefer aller Gattung, dem Tausend nach, auszustehen hatte. Ich war am Morgen halb zugrunde gerichtet. Bei 14 Tagen blieben die giftigen Stiche sichtbar.“

Doch, wir müssen eilen. Konstantinopel will gesehen werden. Am 25. Juli ist er da angelangt.

„Wie bei den Darstellungen einer Zauberlaterne,“ sagt er von dem Anblick der Stadt vom Kanal von Bujukdereh aus, „wandelt sich mit jedem Augenblick die Gegend. Das Auge ist in Verlegenheit, auf welchem der unendlich vielen, neuen, nie gesehenen Gegenstände, die sich fort und fort darbieten und wieder verschwinden, es weilen soll. Wer das erste Mal als Fremdling diese Fahrt macht, befindet sich in einer Art von Betäubung. Eine vorteilhafte Beleuchtung erhöht diese Wirkung, welche ohnehin der Anblick der bunten, gelben, roten, schwarzen, weißen, grauen Häuser, die sich durcheinander und übereinander emporheben, hervorbringt. Bald ist es die Menge engvergitterter Erker (die Harems), buntschedig übermalt, bald sind es die unzähligen Fenster von ganz eigentümlicher Form, Gattung und Farbe, bald die hin und wieder zerstreut in blendendem Weiß sich erhebenden Minarets, die wie Zuckerstöcke auf dunklem Grunde abstechen gegen die niedrigen Häuser, oder die schattenreichen, dunklen Zypressen, welche sich abwechselnd mit Pinien fast neben jeder Wohnung erheben, was den Fremdling gleichsam in eine Feenwelt versetzt. Die Zypresse ist der Lieblingsbaum der Türken; oft stehen sie in Gruppen, oft als Lustwäldchen zusammen. Unter ihrem Schatten glimmern die vergoldeten, weißen und bunt bemalten Leichensteine hervor; dieser Anblick ist unbeschreiblich und einzig. Die kühnste Phantasie vermag sich nichts ähnliches zu denken. In mäßiger Entfernung weiß man oft nicht, ist es Stadt oder Wald, so fließen die Bilder in dem irren Auge ineinander.“ Aber das gilt nur dem Anblick des Ganzen aus der Ferne. Konstantinopel gleicht einem „Freskogemälde, das in gewisser Entfernung herrliche Wirkung tut, aber in der Nähe nur Kleckse und aufgehöhte Schmiere darbietet. Von ferne winkt der Hain mit seinen

dunklen Zypressen und seinen schwärmerischen Schatten; man eilt hin und findet unwegsame Steinbrüche; nicht drei Schritte kann man in dem Gewirr von Grabsteinen bequem gehen. Verwesungsgeruch duftet unter diesen Schatten und lieber setzt man sich wieder der Sonnenhitze aus. Die lieblichen, amphitheatralischen Höhen, so unbeschreiblich schön und reizend dem Auge, was sind sie, wenn man hinkommt? Zwischen engen Löchern, baufälligen Hütten, überschmiert mit gefärbter Erde, oft eher Hühnerställen als menschlichen Wohnungen ähnlich, muß man durchschlüpfen, gestoßen und getreten von der Hefe eines rohen Volkes in den unreinen und engen Gassen, verfolgt von zahllosen Hunden, die oft mehr Recht genießen als der Fremde. Die schönsten Gebäude, welche aus der Ferne das Auge beinahe blenden, was lassen sie in der Nähe sehen? Vergoldete hölzerne Tülpchen, Zweifelstriche und Schnörkel, einer zierlicher als der andere, so zwar, daß die Kilbischmierereien unsrer Bauern noch Raphaelsche Arbeit dagegen sind.“

Wenn man das Schreckliche interessant nennen dürfte, so dürften wir sagen: unser Landsmann traf es gut mit der Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Türkenreiches. Schon vor seiner Ankunft war die Pest ausgebrochen, die in der kurzen Zeit von zwei Monaten, die er dort verweilte, 90,000 Menschen dahingerafft haben soll. „Die Begräbnisplätze glichen einem Umbruch. Die Atmosphäre war mit Leichenduft und Dünsten der Verwesung angefüllt.“ Obwohl der Verfasser der Seuche nur gelegentlich erwähnt bei Begegnung mit ihren Opfern in den Straßen und auf den Friedhöfen, bei ihn treffenden Störungen des geselligen und geschäftlichen Verkehrs durch die üblichen Vorichtsmaßregeln (Räucherungen, Vermeidung persönlicher Berührungen, Überreichen des Geldes in Gefäßen mit Essig), so wird man bei diesen Einzelheiten an die freilich in plastischeren Farben ge-

gebene Schilderung Manzoni's von der Pest in Mailand in „Promessi sposi“ erinnert. Doch ist es nicht etwa die Furcht vor der Ansteckung, obgleich sie dem anfangs Sicheren nach und nach in die Beine gefahren war, sondern ein andres, schreckliches, wenn auch für die Türkenstadt nicht seltenes Ereignis, das seinen Abschied von der Stätte des Elendes beschleunigte. In einer schlaflosen Nachtstunde sieht er, ans Fenster getreten, den Horizont gerötet: Konstantinopel in Brand! Mit diesem Ruf weckt er den Sohn des Wirtes. Da verblüfft ihn die kühle Antwort des Angerufenen: Oh, c'est loin d'ici, womit derselbe sich aufs andere Ohr legte. Derselben Interesslosigkeit begegnet er beim Kellner. Er tritt auf die Straße. Alles ruhig! Nur der Feuerwächter tut seine Pflicht, indem er nach türkischer Weise singend das Ereignis ankündigt, mit eisernem Stab auf dem Pflaster gleichsam den Takt dazu schlagend. Um kein Geld findet der ungeduldige Fremde, der solche Neutralität nicht begreifen kann, einen Menschen, der ihm den nächsten Weg zum Schauplatz des Unglücks weist. Alles schläft. Hastig rennt er durch Gassen und Gassen, einen Ausblick suchend. Da, plötzlich hat er unter sich ein „Gemälde der Hölle. Das Unglück wüthet rings um den Hafen her. Da, wo er steht, über eine Stunde vom Schauplatz des Jammers entfernt, ist's helle zum Lesen. In gewaltigem Umfang ist alles rot und glühend. An drei verschiedenen Orten, kaum eine Viertelstunde voneinander, flammen die Feuer Säulen lichterloh zum Himmel empor. Lebend greift das Feuer, einem Lavaergusse gleich, um sich und frißt in der Runde, was es antrifft. Die ausgedörrten Holzhäuser, die mit Ölfarbe gestrichen, flattern in hohen Flammen auf und stürzen in einem Augenblick krachend zusammen. Immer furchtbarer dehnt sich an allen Orten die Verheerung aus. Mitten inne leuchtet düstere Glut. Rabenschwarz heben sich im Vordergrund Schiffe, Segel,

Tauwerk aus dem Feuermeer. In dem Schein desselben schimmern die Minarets wie lange weiße Wachsterzen aus den dunklen Zypressenwäldern. Im Wasser des Hafens spiegelt sich der Brand und die Beleuchtung. Es wird Tag. Das Rot des Rauches hat sich in Grau verwandelt. Die abgebrannten Stellen, in der Nacht vom Feuer glänzend, stehen schwarz wie Kohlen ab. Hinunter sehe ich nochmals in das Chaos von Schutt und Asche, Qualm und Glut von acht bis zehntausend Häusern! Das Elend der Menschen trübte und wirrte meinen Sinn. Zu meinen Füßen lag der türkische Totenhof, tiefer unten der Brand. Ich sah um mich. Scharen von Trägern kamen. Sie kamen zurück vom Begraben derer, welche die Pest tötete. Sie eilten, andre zu holen. Mich schauderte. Genug hatte ich des Elends gesehen. Weit, weit weg von hier! war sogleich mein Entschluß.“

Damit verlassen wir Konstantinopel, dürfen aber unserm Reisenden nicht nach Smyrna, Chios, Rhodus und Ägypten folgen. Die Zeit wills nicht mehr zulassen. Selbst Jerusalem, das er im April 1813 sah, können wir uns von ihm nur flüchtig zeigen lassen. Es ist kein erbauliches Bild, das er uns von der hl. Stadt gibt. Die Gegend ist ohne Reiz, öde, von fahlen Felsen und Klippen umgürtet, ohne Wasser, ohne Ebene, ohne ländliches Ansehen. Grünes sieht man nur im Frühling. Wenn die Hitze beginnt, findet sich nicht einmal mehr ein Salat in den Gärten. Von ästhetisch bedeutender Wirkung ist freilich ein Blick vom Ölberg auf die die Stelle des salomonischen Tempels einnehmende Omarmoschee, die sich mit der schwarzen Kuppel und den blauen Porzellanverzierungen effectvoll aus dem Hintergrunde der amphitheatralisch emporsteigenden Gruppen der dachlosen Häuser Jerusalems hervorhebt, welche Ansicht er in einer seinem Tagebuch beigegebenen Zeichnung fixiert hat. Überraschend ist vom selben Punkte aus nach Osten hin die Fernsicht auf

den glänzenden Spiegel des toten Meeres und den Jordan. Was ihn aber bemüht, ja fast wie einen Paulus in dem götzendienerischen Athen ergrimmen läßt, das ist der Kontrast zwischen der wahren, durch ihren Stifter gelehrten Christusreligion und ihrer geschichtlichen Erscheinung, die er hier an dem heiligen Ort ihrer Gründung vor Augen hat. Das Gedränge und Gelärm der Menge an der Stätte des heiligen Grabes, das Sichdrücken und Stoßen der hinein und zurück Wollenden, das Gebrüll der hier Ordnung haltenden Türken, die hier, aus ihrem würdevollen Schweigen und ihrer gemessenen Haltung herausgerissen, über die Köpfe der Andachtsübenden mit Hohn und Verachtung die sechsfache lederne Peitsche schwingen wie ein Schweinehirt über die ungehorsame Herde — macht es ihm unmöglich, seinen Ärger auszudrücken, so wie er ihn empfindet. Das schlimmste Zeugnis über die Christen vernimmt er von einem christlichen Pater selbst: wer wollte können Ordnung halten unter diesen Leuten, wenn die Türken es nicht täten? Der Eindruck solcher Zustände läßt ihn nur wenige Tage verweilen an diesem Ort heiligster Erinnerungen. Nach Jaffa zurückgekehrt muß er der herannahenden Pest weichen, und er flüchtet sich über Beirut in das von Drusen und Christen bewohnte Libanongebirge. Da ist er an der Endstation seiner Reise angelangt. Last not least. Das Beste kommt zuletzt. Wiegen in den Berichten über seine bisherigen Reiseerlebnisse die negativen Attribute vor, so hier die positiven. Hier mutet ihn alles freundlich an, und die Stimmung steigt oft zur Begeisterung.

Auf einer das Meer beherrschenden Anhöhe hat die Liberalität eines maronitischen Erzbischofs ihm eine Wohnstatt eingeräumt, wie er sie sich, die primitive Lebensweise der hiesigen Gebirgsbewohner angesehen, nicht besser wünschen durfte. Es ist ein einsames Haus, ähnlich seiner Trotte auf

der Bleiche bei Arbon. Hier richtet er sich eine Eremitage ein, die er mit humorvollem Behagen also beschreibt: „Ich muß recht lachen, wenn ich mich in meinem jetzigen Palast so umsehe. Es hat keine Not, daß ich darin Fensterscheiben zerbreche. Doch bin ich froh über das Loch, das mir Helle gewährt. Ich habe mir vor demselben einen zierlichen Tisch in Gestalt eines vier Schuh langen Brettes in Stride gehängt. Als Stuhl dient ein über zwei Steinhaufen gelegtes Brett, auf welchem ich mich als Equilibrist produzieren kann. Über mir an der Decke schwebt eine Gattung Wage; auf der einen Seite zieht Käse, auf der andern Brod, unerreichbar dem vierbeinigen Diebsgesindel aus der Ragen- und Mäusesippe. Dort am kühlen Ort hängt die hölzerne Flasche, angefüllt mit einem Saft, den Bacchus selbst loben müßte. Ein Teller mit Hühnerfett auf zwei Pflöcken in der Wand ist mein Butterhasen für Eierkuchen. Weichgesottene Eier verstehe ich zu bereiten besser als jener, der sie einen halben Tag kochte und doch nicht weich brachte.“ Während eines Vierteljahrs führt er hier ein beschauliches und glückliches Einsiedlerleben, mit Lesen und Schreiben den Geist beschäftigend und der herrlichen ihm nie gewohnt werdenden Aussicht auf das Meer genießend.

Die Leute in der Gegend sind ein schlichtes Bergvolf. Ihre Lebensweise ist nach der Beschreibung Manys fast indianermäßig. Gleich den Vierfüßigen essen sie die Adergewächse: Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Kohlraben roh, ebenso ganz grüne Trauben, das Innere von Lannzapfen und Disteln. Bei Tische werden als Zugaben zum Fleisch verschiedene Grasarten und als Dessert eine Menge heißender Kräuter gespeist. Ist dies für einen Europäer wenig behaglich, so muß er dem Libanonwein umso größeres Lob spenden, der, meist etwas gekocht und von Liqueurfarbe, mit einem Malaga oder Alicante den Vergleich aushält.

Einzigartig ist das Kostüm der Frauen. Wenn schon, bemerkt Manr, Venus mit ihren Grazien in der Nähe wohnte, so haben sie sich wohl niemals in diese Höhen verirrt. Ein silbernes Horn, größer als ein Posthorn, steht auf der rechten Seite des Kopfes, bei den Vornehmen auf der Stirne, mit einer starken Binde an den Kopf befestigt, schuhweit gerade heraus. Der Durchschnitt der Rundung an der Basis hat wohl über anderthalb Spangen und das Gewicht mag ein Pfund betragen. Diese scheinbare Vorliebe für das Zugespitzte geht so weit, daß in einem drussischen Bezirke, wie unser Landsmann sich augenscheinlich davon überzeugte, sämtliche Einwohner auch zugespitzte Köpfe tragen. In früher Kindheit werden sie nach dieser Form modelliert. „O Gall,“ ruft der Verfasser aus, „in welcher babylonische Verwirrung gerietest du hier mit deiner Schädellehre!“ Nur an den Dächern der Häuser lieben die Libanonleute, wie alle Morgenländer, das Flache. Doch haben sie auch hier wieder etwas Eigenartiges. Dieselben werden mit Erde bedeckt und diese, um sie gegen den Regen zu dichten, mit einer steinernen Walze festgedrückt. So bilden die in einer Flucht aneinander stoßenden Dächer eines Dorfes eine Art Straße, auf der man vom ersten bis zum letzten Hause den Gassen entlang spaziert.

Mit dem, was man bei uns gute Lebensart nennt, hat es im Libanon „ein Ende“. „Was mehr Ehre gewähre, zur Rechten oder zur Linken, voraus- oder nachgehen, davon weiß auf dem ganzen Gebirge keine Seele. Kommt der Gast während der Hauswirt am Essen ist, so wirft er an den Platz, wo man sitzen soll, ein Stück Brod; man setzt sich ohne weiteres und ißt, was man vor sich hat. Wäre es noch so wenig, so wüßte der Wirt nichts von Abbitten, daß man es nicht besser treffe, und wäre es noch so viel, so hörte man von Seite des Gastes nichts von der Freiheit, die man sich genommen u. dgl. Dafür findet man mehr bare Herzlichkeit.

Man weiß hier auch nichts von dem eingebildeten Vorzug des Ranges in der menschlichen Gesellschaft. Der Bettler wie der Reiche, der Erwachsene wie das Kind setzen sich neben den Scheiß, sprechen und geben ihren Senf zu allem und erhalten Antwort von diesem, als wären sie seinesgleichen.“

Auch ein anderes schönes Zeugnis stellt Manr dem Libanonvolke aus. „In diesem Lande,“ sagt er, „stiehlt man nicht.“ Ruhig durfte er, der Fremde, in einem Dorfe angekommen, sein Gepäck auf dem Dorfplatz, wo er übernachten wollte, ohne Bewachung liegen lassen, als er davon weggerufen wurde. Gefundene Gegenstände werden, versichert ihm ein Scheiß, entweder nicht aufgehoben in der Voraussetzung, daß der Eigentümer das Verlorene suchen werde, oder dann zur Kirche gebracht, wo sie an die Türe gehängt werden, von wo schon Geldbeutel mit beträchtlichem Inhalt wieder dem ursprünglichen Besitzer zukamen. „Das „partout comme chez nous“, sagt unser Thurgauer, „trifft hier nicht zu.“

Gerne möchte ich Sie noch zu einem Absteher nach Baalbek im östlichen Libanon einladen, jener Stadt riesiger Ruinen mit Säulen von zirka 8 Fuß Durchmesser, die an Größe nur mit denen von Theben zu vergleichen, an Eleganz der Form und Feinheit der Ausführung aber jene übertreffen, und endlich nach dem Zedernwald resp. Wäldchen mit den Überbleibseln alter Naturherrlichkeit und Großartigkeit, mit welchen in unsrer an der Bibel gebildeten Ideenwelt der Begriff Libanon assoziiert ist. Aber ich habe Sie mit dem Bisherigen schon ermüdet und empfehle Ihnen für diese Sehenswürdigkeiten die Konversationslexika.

Wir müssen den Rückweg antreten. Schweren Herzens trennte sich der Fremde aus der Schweiz von dieser ihm schon heimisch gewordenen Gebirgswelt und ihren Bewohnern. „Es war mir,“ sagt er, „als schied ich von einer zweiten Heimat. Morgens, vor tag schon, waren die Scheißs vor der Hütte,

mir das Lebenswohl zu sagen. Wie ein ruhiger Morgentraum schwand mir die drei hier verlebten Monate vorbei. Wären es nur so viele Stunden als Tagereisen, ich hätte wahrlich den dringenden Aufforderungen, doch wieder zu kommen, entsprochen. Ich verließ das Land, wo die Ziegen Myrthen fressen und der Lorbeer als Buschwerk aller Orten sproßt.“

Die Rückreise aber und deren Mühseligkeiten zu Wasser und zu Lande, zum Teil in kompaßlosem Schiff, mit der Karawane, im Postarren durch den wallachischen Kot, das Quarantäne-Elend in Orsowa lassen wir ihn allein durchmachen und fliegen mit dem Luftschiff der Gedanken über Raum und Zeit mit ihrem Inhalt hinweg, um ihm zu Hause zu begegnen, wo er das Daheim und das Draußen in der weiten Welt zu Gunsten des erstern in folgenden Worten in einen drastischen Gegensatz stellt, womit wir denn unsre Ausführungen schließen wollen (sieh Band III, S. 328, bis Ende).

Es ist kein historischer Vortrag, der Ihnen in dem Ausgeführten geboten worden ist. Er hätte mehr vor eine geographische oder ethnographische Gesellschaft gehört. Aber Sie haben mit seiner Anhörung dem Gedächtnis eines Landsmannes, der mit seiner Bedeutung für die Kenntnisse des Orients einen Platz, wenn nicht in der thurgauischen Landesgeschichte, so doch einen umso hervorragenden in der Lokalgeschichte eines bedeutenden thurgauischen Ortes erworben hat, eine Ehre erwiesen, die er wohl verdient. Würden Sie es nicht tadeln, wenn der thurgauische historische Verein nach hundert Jahren in ähnlicher Weise die Reisebriefe Dr. Haffters aus dem fernen Osten und hohen Norden auf die Traktanden brächte, so werden Sie es auch zu würdigen wissen, wenn solche Ehrung dem vergessenen Werk eines weltbereisten Thurgauers vor hundert Jahren geschehen ist.